

Dank für den Christine Lavant-Preis, Wien, 7. Oktober 2018

Sehr geehrte Damen und Herren

Werte Jury des Christine Lavant-Preises

Es ist mir eine grosse Freude und Ehre, mit diesem Preis, den Sie mir heute (über Staatsgrenzen hinweg) verleihen, in die Nähe von Christine Lavant gerückt zu werden. Eine Dichterin, die mich schon in den frühen Sechzigerjahren in ihrer versehrten und gleichzeitig sprachmächtigen Widerborstigkeit *fruchtbar beunruhigt* in die Welt der Literatur und in mein eigenes Schreiben hinein begleitet hat. – Und ich ziehe meinen Hut auch vor all jenen, die diese unverwechselbare Autorin zu ihrer Zeit aufgespürt und bis heute immer wieder aus der drohenden Vergessenheit herausgehoben haben. Zuletzt und markant durch die Gründung der Internationalen Christine Lavant-Gesellschaft samt ihren generösen Preisstiftern – und natürlich durch die neue, so sorgfältig edierte Gesamtausgabe im Wallstein Verlag: Ermutigende Zeichen eines unverwüstlichen Glaubens an den unabdingbaren Nutzen des sogenannt Unnützen. Und dies in eher rüder Zeit, die uns die Sehnsucht nach Sinnhaftigkeit, nach Transzendenz, Schönheit, Solidarität, Achtsamkeit und Toleranz, das Verlangen also nach einer menschlicheren Welt immer mehr abhanden kommen lässt und uns jede Neugier oder Anders-Artigkeit umgehend mit Gewalt oder auch bloss mit Freibier aus den Ohren zu spülen versucht und verlacht.

Als ich nun aber, sehr verehrten Damen und Herren, während der letzten drei Monate, wieder tiefer aus dem aargauischen Wynental ins Christine Lavant-Tal eingebogen bin – und nach dem Wiederlesen und Neuentdecken ihrer Prosa und Gedichte auch die vielen luziden Texte umsichtiger Literaturwissenschaftlerinnen und Literaturwissenschaftler und kundiger Kolleginnen und Kollegen zu Christine Lavants Werk gebannt verfolgt habe – war mir rasch und, ja, sozusagen demütig klar, dass ich darüber hinaus redlicherweise nichts Triftigeres hinzuzufügen wüsste, sondern hier und heute für mein ganz persönliches Echo auf das lavantsche Werk

vielleicht eher meine eigenen Texte der vergangenen Jahrzehnte auf latente Anklänge zu Christine Lavant abhören sollte.

Ich suchte also, und das ist mir wichtig – stets im Bewusstsein, dass Literatur aus Sprache, nicht aus Schicksal besteht – nach möglichen Verwandtschaften, nein, nach literarischen und existenziellen Ähnlichkeiten, Entsprechungen und deren poetischem *Zauber* – ausgehend „natürlich“ stets von frühen Prägungen, da kommt man nicht umhin, beim „versehrten und widerborstigen Menschenskind“, das die Lavant gewesen ist – ein Wesen, das ich auch mit meinem fünf Jahre jüngeren, behinderten Bruder Martin bis zu seinem frühen Tod und bis in unser je eigenes Schreiben hinein sozusagen geteilt habe. Darum möchte ich jetzt – als Dank und als Reverenz an die verehrte Christine Lavant – ein paar ausgewählte Textstellen aus drei meiner Erzählungen *direkt* zu Ihnen sprechen lassen.

Zuerst zwei Ausschnitte aus der Erzählung „Lokale Erwärmung“ von 1994

„Das Asthma allein hatte nicht genügt, um Fuhrmann zu zähmen. Im ersten Schuljahr war noch die Kinderlähmung hinzugekommen, und er wurde zurückversetzt. Fuhrmann gehörte zum letzten Jahrgang vor der Impfkaktion, zu der landesweit aufgerufen worden war, um die hundsfüttische Krankheit endlich in Griff zu bekommen. Zu spät, Fuhrmann zog sein linkes Bein nach, wenn er nicht wie meistens auf dem Einachser ins Dorf fuhr. Für den Schulbesuch war ihm der Traktor verboten worden. Fuhrmann parkte sein Gefährt hinterm Güterschuppen und schlurfte vom Bahnhof her zu Fuss zum Unterricht.

Er, der «hüst und hott» sagen konnte, noch bevor ihm «Vati und Mutti» geläufig waren, war schon früh zu seinem Übernamen gekommen. «Unser Fuhrmann», hatten die Eltern, die den Berghof in Pacht hatten, eine Gastwirtschaft mit angekoppeltem Bauernhof – «unser Fuhrmann», hatten sie jeweils im Vorbeigehen und ohne deswegen die Arbeit stehen zu lassen, zu Bruno gesagt. Sie wollten ihn mit diesem Namen über sein Leiden hinwegtrösten und stärken, schmal und blass, wie der

Nachzügler geraten war neben seinen beiden großen Schwestern und dem kräftigen Brüderpaar. Die waren schon längst aus dem Haus und über die Berge.

Die Haut über Fuhrmanns scharfem Nasenbein war gespannt wie ein Trommelfell, sein Mund stand offen, aber er wirkte trotz drohender Atemnot und Lähmung immer sprungbereit. So kam ihm nie jemand zu nah und schützte er sich gleichzeitig vor Ablehnung. Er lieferte Milch, lud Gras, führte Holz und zog in der sinkenden Dämmerung mit den Schwänen über Land. – Man wollte gesehen haben, wie er im Schlepptau eines Schwanenpaares über den gemähten Abendfeldern gekreist hatte, bis es einer seiner Schwestern gelungen war, ein Nachthemd aus weißem Barchent über seine ausgestreckten Arme zu werfen, und er auf die Erde zurück und wieder zu Atem fand. Zum Fahren war also noch das Fliegen hinzugekommen.

Aber weder Fuhrmanns außerordentliche Fähigkeiten, noch die Anmut und der Fleiß seiner schon fast erwachsenen Schwestern konnten es verhindern, dass die Bergwirtin nach dem frühen Tod ihres Mannes die Pacht aufgeben und das Anwesen verlassen musste.

Am Tag bevor das Schnarren des Ausrufers begann und das Gantvolk den Vorplatz mit der bereitgestellten Fahrhabe stürmte, packte die wirtende Bäuerin ihre persönlichen Sachen und reiste ab. Fuhrmann steuerte den Einachser. Zuoberst auf den vier aufeinander geschichteten Betten lagen die Schwestern und weinten in ihre Kopfkissen hinein, um das Dorf, in dessen Nachbarschaft sie aufgewachsen waren, nicht aus den Augen zu verlieren.“

Nun aus „Jakob schläft. Eigentlich ein Roman“ zwei Kapitel von 1997

„Hinter dem breiten Rücken herrschte ein dunkles Vakuum, das nach Leder roch. Neben meinen spitzen, nackten Knien schossen Asphalt und Grasnarbe vorbei. Die Schachtdeckel glänzten. Der Zweiunddreißigjährige, der den Lenker des schweren Motorrads in den Händen hielt, war mein Vater.

Die Landschaft, in die wir hinein fuhren, pulsierte wie eine offene Fontanelle. Ihre Ränder leuchteten rot. Ein besoffener Bauer hielt mit seinem Ford auf uns zu. Vater fuhr in die Wiese hinaus, bremste. Aus dem offenen Kofferraum des Wagens, der im Zickzack weiterfuhr, schwappte Milch.

„Jetzt wären wir beinahe davongekommen“, sagte ich zu Vater. Etwas an diesem Satz dünkte ihn falsch, aber er korrigierte mich nicht, hob mich vom Sozius und drückte mich an die Brust. Wir atmeten durch, setzten uns neben der laufenden Maschine ins kurze Gras.

Hydrozephalus. Ein rundes, behaartes, beinloses Insekt von der Größe eines beladenen Heuwagens kam uns von der Moräne her querfeldein entgegen. Wir fuhren wieder los.

Ich versuchte mir meinen kleinen Bruder vorzustellen, dessen Kopf, wie es hieß, zu schnell wuchs. Durch diese Überdimension alarmiert, rasten wir weiter das Tal hinab. Panisch und titanisch zugleich, wuchsen wir viel zu schnell in die rasch herabfallende Dämmerung hinein. In der Kantonshauptstadt gingen auf einen Schlag die Lichter an.

Der Bruder schlief, als wir ins Zimmer traten, sein modelliertes Köpfchen lag auf dem weißen Kissen und wusste nichts von sich selbst. Auch ich sah nicht, was ich wusste. Das Wort Wasserkopf hat uns das sachdienliche Leben erst später beigebracht.

Ich drehte mich Mutters Bett zu. Sie lag in einer Lache von Schmerz und suchte nach mir mit der Hand. Ich zog meine Lederhaube nicht aus.

Die Verzweiflung begann das Krankenzimmer langsam mit Elektrizität zu füllen, unsere Augen leuchteten grün. Das Bündelchen erwachte:

Zusammen

wollen wir es tragen

quer durch die Welt, sagte Vater.

Als wir wieder nach Hause kamen, stand die Glätterin noch immer an ihrem Bügelbrett und stärkte unsere Kragen.

Überhaupt hatte Kranksein den Vorrang in unserer Familie. Und nachdem Großmutter in ihrer religiösen Umnachtung barfuß durch den Schnee gegangen und mit den ersten Frühjahrsstürmen aus dem Haus getragen worden war, leicht wie altes, zartes Laub, war Sonne, mein kleiner Bruder, wieder der Kränkste im Haus, so krank, dass man ihn auch gerne und ausgiebig besichtigen kam.

Auf der Straße drehte sich Groß und Klein nach ihm um und vertrat sich dabei die Füße an den Randsteinen, blieb mit Hosen und Röcken an den Gartenzäunen hängen, schlug sich die gaffenden Köpfe an Telegrafentangen wund, wenn ich ihn in seinem hochrädigen Wagen durch die Straßen schob.

Es gab erst wenig Fernsehprogramme und nur mäßigen Sensationsjournalismus, also deckten wir einen Teil des lokalen Bedarfes nach Unterhaltung lebensecht ab.

In unseren besten Zeiten aber, wenn die Verzweiflung im Innern plötzlich umschlug in grenzenloses Selbstbewusstsein, nannten wir die tatsächlichen Idioten gnadenlos beim Namen und scheuchten sie hernach, unter spitzem Gelächter und den hochgerissenen Vorderrädern unseres schweren Gespanns, in die Flucht.

Den Höhepunkt der unfreiwilligen Schaustellerei bildete sicher Vaters Grandmal am Straßenrand. Es war Sonntagmorgen, als er auf dem Spaziergang mitten im Dorf hinschlug. Die barmherzigen Samariter traten wie auf Kommando aus ihren Häusern und türmten einen gewaltigen Dom aus neugierigen Menschenleibern um uns herum auf.

Sonne stand im finsternen Chor und schaute hilflos aus seiner Karre heraus, ich selber kniete bleich neben dem zuckenden Vater und ministrierte im säuerlichen Geläut der Ausdünstungen, so gut es ging.

Nach einer Ewigkeit, die meinen Bruder und mich in zwei kleine Greise verwandelt hatte, die Sonne stand jetzt im Zenit, der Geruch von angebranntem Fleisch lag in der Luft, schaute Vater erwachend um sich. Er nickte mir zu, erhob sich langsam und wendete das Blatt.

Er ordnete seine Kleider, schneuzte ins Sonntagstuch, zog sein dunkelblaues Béret in die Stirn und visierte mit den Augen einen fernen Punkt am Horizont an.

Er griff nach dem Cabriolet meines Bruders und legte mir seinen Arm um die Schultern. Wir traten zusammen, ohne die verdutzte Sonntagsmannschaft noch eines Blickes zu würdigen, aus einem schwarzen Tunnel in den hellsten Nachmittag hinaus, den ich je erlebt hatte.“

Zum Schluss noch ein Ausschnitt aus dem Buch LOS von 2005

„So leicht hat Thaler Vater und Mutter nur einmal zusammen gesehen, am Fest auf dem Schulhausplatz, unter freiem Himmel. Der Lampionumzug ist im großen Sternenregen der Vulkane zu Ende gegangen, sie sitzen zu viert neben anderen Familien an den langen Tischen und die Musik spielt auf. Die beiden Buben halten eine Flasche Süßmost in der Hand, Vater verneigt sich und bittet Mutter zum Tanz. Auf Mutters Stirn liegt schon nach den ersten Drehungen ein unbeschreiblicher Glanz. Vater hält Kopf und Kragen gerade und zieht hinter der erhobenen Linken her seine Bahn. Als Thaler den Blick von seinen Eltern wegnimmt und kurz über die Tischnachbarn gleiten lässt, entdeckt er auch in deren Augen den Widerschein des tanzenden Paares. – Bis Vater und Mutter zusammen über den Stellriemen stolpern und in die Rabatten zu liegen kommen. Vater ist außer Atem geraten. Seine Herzkranzgefäße, sie hätten es wissen müssen, sind für den Englischwalzer zu eng. Love Robert, steht in glitzernden Buchstaben überm Diskantteil des schwarzen Akkordeons. Thaler hat sich nach Vaters Sturz hinters Orchesterpodest gerettet. Die Tanzenden gleiten jetzt wie auf Schienen auf die Tanzfläche zu. Robert steht mit nackten Oberarmen hinter seinem mächtigen Instrument, faltet es langsam auseinander, stößt es wieder zusammen. Er schreibt mit seiner rechten Hand die Leitmelodie auf die schwarz-weiße Klaviatur, mit der linken schlägt er auf die Bassknöpfe ein, als stünde er hinter einer Stalinorgel und zielte aufs Publikum. Thaler schaut dem musikalischen Gewichtheber in seinem Elektrokäfig gebannt auf die Finger und bemerkt erst jetzt, dass der Alleinunterhalter an seiner linken Hand gar keine Finger mehr hat. Mit den bloßen Stümpfen schlägt er auf die Perlmutterknöpfe

ein und erzeugt dabei eine Musik, die Thaler das Fehlen der Glieder und sich selber auf der Stelle vergessen lässt.

„Wasserdicht, stoßsicher, antimagnetisch“, steht in eingravierten Buchstaben auf dem Metallboden seiner ersten Armbanduhr. Thaler fühlt sich wie seine Uhr.

„I can't get no satisfaction“, singt und donnert Robert gegen Mitternacht auf den Festplatz hinaus, die Jungen klatschen und jauchzen vor Begeisterung, während sich unter den älteren Semestern auf dem Pausenplatz endgültig Unmut Luft macht über diese Katastrophenmusik.

„Tom-bo-la!“, schreit ein Betrunkener unablässig in den Festlärm hinein und wirft seinen mannsgroßen Plüschbären in die Luft. Robert nimmt langsam Kraft zurück und lässt seine Rolling-Stones-Adaption wieder in etwas Österreichisches einmünden.

Thaler schläft am Rasenrand ein, er fährt auf Rollschuhen eine zunehmend steiler werdende Straße hinab, seine Freude über die schnelle Fahrt verwandelt sich nur ganz langsam in Todesangst. Man suche ihn, flüstert ihm eine junge Frau ins Ohr, Thaler greift nach ihrem Hals und hält sich an ihr fest. Auf den Holzbänken kommt unterdessen das Schunkeln in Gang. Da nimmt ihn die Mutter sanft bei der Hand, denn sie wollen heim. An ihrer anderen Hand geht Vater, er schweigt. In kurzem Abstand folgt der ältere Bruder nach.“

So viel, so wenig, geneigte Zuhörerinnen und Zuhörer, zur Brüder- und Schwesterlichkeit im Leben wie im Schreiben. – Lassen Sie mich jetzt zum guten Schluss noch einmal ganz herzlich danken für diesen schönen Preis, der mir heute überreicht – und durch die Laudatio von Thomas Strässle auf so eindrücklich Weise zu-gesprochen worden ist. – Und gestatten Sie mir, mit Christine Lavants eigenen Worten zu schliessen und überzuleiten zum „handlicheren“ Teil dieses Morgens, und zwar mit einer typischen, will sagen, wunderbar aufmüpfigen Strophe aus dem Gedicht „Kauf uns ein Körnchen Wirklichkeit“, das ich mir in einer Anthologie zeitgenössischer deutscher Lyrik schon 1964 mit einem Kugelschreiberzeichen ganz kräftig angekreuzt hatte. Da heisst es:

„Schaff her einen doppelten Brantweinkrug,
wir müssen uns endlich richtig betrinken
und Du zu uns sagen von Mund zu Mund,
nicht ewig vom Weihwasser taumeln.“

Ich danke Ihnen, verehrte, liebe Anwesende, dass Sie mit mir meine Freude über den
Christine Lavant-Preis teilen.

Klaus Merz, Wien, 7. Oktober 2018